Nr. 39 | Leipzig, den 18. September | 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Gott ist die Liebe. 3 — Aus dem dritten Jahrhundert der Kirche. Skizzen zur christlichen Kultur- und Sittengeschichte nach Origenes: 4. Kirchliche Stände und Gemeindeverfassung. Aufgaben und Sittlichkeit der Gemeindebeamten — Herders Bruch mit Goethe, eine Abrechnung zwischen klassisch-ästhetischer und christlich-moralistischer Weltanschauung. 3. Tiefere Gründe des Bruchs — Karl Immanuel Nitzsch. Zum 21. September 1887 — Vom Vatikan. Urban II. und Leo XIII. — Moderne Sonntagsfeier — Aus den russischen Ostseeprovinzen: Kirchenkollekte in Riga; Haltung der lutherischen Pastoren; Russische Gewaltthaten; Russische List; „Russisch-baltische Blätter"; Neueste Nachrichten — Von der Heidenmission: Indische Missionsveteranen; Besuch eines indischen Fürsten in einem Londoner Missionshause; Aus Neuguinea; Todesfälle am Kongo; Aus Palästina

Gott ist die Liebe

1. Joh. 4, 16

3

Gott ist die Liebe! — Laßt uns doch dessen recht inne werden, was eigentlich damit gesagt ist. Dringe hinein, heißt das, so weit du kannst und magst, in die Tiefen des Reichtums deines Gottes, erforsche und erfrage all den geheimnisvollen Inhalt seines Wesens, nichts andres als das eine wirst du finden: Liebe und immer wieder ewige, unendliche, unergründliche Liebe. Was du auch Großes und Hohes in ihm entdeckst, was auf den ersten Blick dir als etwas neues und andres erscheint, ja was der oberflächlichen Betrachtung schier das Gegenteil von Liebe dünken will, das wird sich dir doch, wenn du genauer zusiehst, als dieselbe eine, unwandelbare Liebe beweisen und bewähren. Liebe ist jede Faser des großen Gottesherzens, jede Seite der allumfassenden Fülle seines Lebens. „So jemand Gott wollte malen und treffen — sagt Dr. Luther —, der müßte ein solch Bild malen, das nichts denn Liebe wäre, denn ein Feuerofen und Brunst solcher Liebe, die Himmel und Erde erfüllet."

Und doch — sagst du — habe ich oft so hart und streng die Heimsuchung seiner Hand erfahren, doch ist er oft so unerbittlich meinen liebsten Wünschen entgegengetreten, doch hat er oft in so schwere, versuchungsvolle Lage mich hineingeführt. — Gewiß, das hat er gethan, und wird nicht leicht jemand sein, dem es besser ergangen wäre. Aber vergiß nicht: das Evangelium sagt: Gott ist die Liebe. Das heißt doch nicht: Gott ist die Schwachheit. Denk ihn dir nur nicht als den weichherzigen, charakterlosen Mann, der alles gehen und geschehen läßt, um nur nicht eingreifen und auftreten zu müssen. Stell ihn dir nur nicht wie einen schwachen, pflichtvergessenen Vater vor, der auch dann seinen Kindern nicht wehe thun und den Ernst seiner Liebe ihnen zeigen kann, wenn er weiß, daß es ihnen heilsam und notwendig ist. Der mag doch im Grunde nur deshalb sich nicht dazu entschließen, weil er sich selbst den Verdruß ersparen will, weil er weiß, daß es ihn selbst weit härter angreifen, er selbst weit mehr darunter zu leiden haben würde, als jene. Nein, solch ein Einwurf kann nicht gelten. Du mußt es noch lernen, Gott dafür zu danken, daß er dir nicht immer deinen Willen läßt, daß er dir öfters einmal deine Wege durchkreuzt, daß er hie und da dir saure Tage macht, daß du ab und an die strenge Zucht des Vaters fühlen mußt. So lange Gott noch straft, so lange liebt er auch. Wo er damit nachläßt, da ist auch keine Erfahrung seiner Liebe mehr. Da ist der Ort der Qual, wo Gott aufhört zu segnen — und zu strafen.

Ja, ja, das ist's noch, was dir das Licht der Liebe Gottes trübt, der Gedanke des Grauens und Entsetzens, die Erinnerung an das ewige Gericht. Kann auch das mit der Liebe Gottes sich vereinen, daß er zu ewiger Pein verurteilt und verdammt? Nie wird Gottes eigner Mund das Wort der Vernichtung sprechen, der Mund, der nur Gnade und Frieden kennt. Nie wird Gottes eigne Hand sich erheben, nur um Rache zu üben, nur um wehe zu thun, diese Hand, die nichts als segnen und erfreuen kann. Das eigne Gewissen der Verworfenen selbst, das wird wie jetzt auf Erden so auch dereinst sie hinwegschrecken von Gottes Angesicht, das wird das Feuer schüren, das nicht erlischt, und den Wurm nähren, der nimmer stirbt. Denn in Gottes Gemeinschaft vermag doch nur der einzugehen, in seiner Nähe kann doch nur der sich selig wissen, der einen Abglanz seines Wesens im eignen Herzen trägt, dem ein Erbteil seines Geistes im eignen Busen lebt. Wo kein Funke von dem Feuer der Liebe Gottes in einer Menschenbrust gezündet hat, da kann sie gar nicht sich wohlfühlen bei ihm, da muß sie fliehen, wo er sich zeigt. Wenn einst an jenem großen Tage Gott in der Fülle seiner Herrlichkeit sich offenbaren, wenn das Lichtmeer der Liebe Gottes ihnen entgegenfluten wird, um in sich aufzunehmen, was ihm gehört, dann muß ja Schauder und Entsetzen sie hinwegscheuchen: Ihr Berge, fallet über uns, und ihr Hügel, decket uns. Denn sie sind Gott fremd, sie kennen ihn nicht und wissen nichts von seiner Liebe.

So laßt uns denn der Liebe unsers Gottes uns erschließen — nicht um dem Tage des Gerichts zu entgehen, sondern damit wir die Seligkeit dieser Liebe schmecken. Laßt uns die Selbstsucht hinausweisen aus unsern Herzen — nicht weil sie es ist, die uns dem ewigen Verderben überliefert, sondern weil sie das Herz verödet und verarmt und um das Glück unsers Lebens uns betrügt. Laßt die Liebe zu der Sonne für uns werden, die unsern Weg uns licht und hell macht, die unser Dasein verschönt und verklärt und es so reich und so gesegnet gestaltet. Laßt der Liebe uns dienen; denn Gott ist die Liebe.

D

Aus dem dritten Jahrhundert der Kirche

Skizzen zur christlichen Kultur- und Sittengeschichte nach Origenes

4. Kirchliche Stände und Gemeindeverfassung. Aufgaben und Sittlichkeit der Gemeindebeamten

Wenden wir uns nun zu den innerkirchlichen Verhältnissen, so fragen wir zunächst nach der Verfassung und den Aemtern der Kirche. Da fällt es im Gegensatz zu den Schriften aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts auf, wie stark und regelmäßig jetzt überall der Unterschied zwischen Klerus und Laien hervortritt. Indes ist es hier unmöglich, den Umschwung, welcher sich inzwischen vollzogen hat, die Gründe und Art dieser Entwicklung und die neuesten Lösungsversuche dieses Problems zu charakterisiren. Nur der Thatbestand kann festgestellt werden. Nach den Aeußerungen des Origenes bilden Bischof, Presbyter und Diakonen den eigentlichen kirchlichen Ehren- und Beamten-

stand. Daneben stehen, teilweise mit jenen identisch, die kirchlichen Lehrer. Zuweilen werden den Klassen dieser Geehrten auch die Witwen, die Jungfrauen, die Märtyrer oder die Enthaltsamen hinzugefügt. Doch ist die Aufzählung eine sehr mannichfaltige und entbehrt eines festen Prinzips. Nur so viel läßt sich sagen, daß der Rangunterschied zwischen Bischof, Presbytern und Diakonen völlig ausgebildet ist und nicht minder eine gewisse Stufenfolge zwischen den Märtyrern, Jungfrauen, Witwen und Enthaltsamen. Von den Lehrern wird später noch zu reden sein.

Die Bischöfe sind die Höchstgeehrten. Sie können mit Recht Könige genannt werden, weil sie Gottes Kirchen beherrschen. Sie ragen in der Gemeinde hervor, sind die Hohenpriester, stehen den Aposteln nahe. Neben dem Bischof waltet unsichtbar ein Engel über jeder Gemeinde. Ein guter Bischof ist ein Pfeiler der Kirche und den Gläubigen von Gott zum Vater eingesetzt. Darum gilt es auch für eine besondre Ehre, Sohn oder Nachkomme eines Bischofs zu sein. Der Bischof ist gewaltig, sein Zorn schwer zu tragen. Er hat die größten Aufgaben und die größte Macht, freilich auch die größte Verantwortung und, wenn er sündigt, auch die schwerste Schuld.

Sein Amt ist — zunächst ganz allgemein — die Leitung und Regierung des Volkes Gottes, die kirchliche Erziehung der Gläubigen. Deshalb darf er mit weltlichen Sorgen und Dingen nicht beschäftigt und belästigt sein. Aber seine Herrschaft soll ein Dienst sein an den Brüdern. Er sündigt, wenn er nicht als Knecht seinen Mitknechten dient, sondern sie knechtet, wenn er sich um seines Amtes willen auf hoher Höhe dünkt; denn durch sein Amt wird seine Seele nicht gerettet. Vielmehr kommt es darauf an, daß er in That und Lehre den Seinen ein gutes Beispiel gebe. Genauer teilt sich seine Amtsthätigkeit in drei Zweige: er ist Verwalter des Gemeindevermögens, Wächter und Richter über die kirchliche Zucht, Träger und Vollzieher des kirchlichen Kultus und der traditionellen Lehre.

Ihm ist die Oekonomie der Kirche anvertraut. Er soll für die Schafe sorgen. Aber er soll nicht die Milch der Herde trinken und sich mit ihrer Wolle kleiden, wenn er nicht auch die Schwachen sucht, sammelt und stärkt. Zur rechten Verwaltung des kirchlichen Vermögens bedarf er aber vor allem rechter Treue und rechter Klugheit. Er darf selbst vom Evangelium leben, soll aber deshalb keine größeren Ansprüche machen in Nahrung und Kleidung und nicht mehr für sich zurückbehalten, als er den hungernden und dürstenden Brüdern giebt. Und seine Verwaltung soll nach vernünftigen und gerechten Grundsätzen geregelt werden.

Sodann ist er Richter in der Kirche: er wacht über den Wandel, er untersucht, mahnt, straft und richtet. Freilich die Verbrechen läßt Gott nicht durch die kirchlichen Obern, sondern durch die weltliche Obrigkeit bestrafen. Aber alles andre kann und soll der Bischof ahnden: er hat die Fehlenden zur Rede zu stellen, ja, zuweilen sie dem Satan zu übergeben. Aber nicht immer soll er das Schwert gebrauchen, sondern, wo es möglich ist, auch milden Zuspruch.

Endlich aber soll er auch durch sein Wort die Gemeinde erbauen und leiten und, je nach dem Verständnis und den Bedürfnissen der Verschiedenen, jedem in der Predigt das Wort Gottes richtig vermitteln. Das ist der schwerste Teil innerhalb seiner priesterlichen Aufgabe als Leiter des Kultus. Denn leicht ist es, vor dem Volke den feierlichen Gottesdienst, das priesterliche Amt in der Liturgie auszuüben. Aber wenige giebt es, die, durch Sittenreinheit ausgezeichnet, auch gelehrt und weise die Wahrheit in guter Rede offenbaren und darstellen können.

Darum werden solche, die mächtig an Wort und von unsträflichen Sitten sind, zu Vorstehern der Gemeinden gemacht. Nicht diejenigen — so führt Origenes in der Schrift gegen den Heiden Celsus aus —, welche sich ehrgeizig darum bewerben; sondern die, welche aus großer Demut und Bescheidenheit kein öffentliches Gemeindeamt annehmen wollen, sie werden von den Christen dazu genötigt. Denn das ist kein rechter Bischof, der aus Ruhmsucht und Ehrgeiz oder um des Erwerbes willen, den ihm die Frommen des Wortes wegen verschaffen, nach dem Amte strebt. Man soll sich überhaupt nicht dazu drängen; denn der Bischof soll nicht herrschen, sondern der ganzen Kirche dienen. Auch die Bischöfe selbst werden von Origenes gewarnt, daß sie nicht Verwandte oder gute Bekannte testamentarisch zu ihren Nachfolgern einsetzen oder den kirchlichen Primat erblich machen, sondern vielmehr die Nachfolge dem Urteil Gottes bei der Wahl anheimstellen sollen. Nicht im Affekt soll diese Sache behandelt werden; denn das Volk pflegt nur zu leicht durch Agitation und Geld unruhig zu werden, und auch die Priester sind nicht fähig, ihre Nachfolger selbst zu bestellen, es sei denn, daß ihnen beim Gebet eine besondre Offenbarung zu Teil würde. Die Einsetzung eines Bischofs gleicht genau der Einsetzung Josuas in sein Führeramt für Israel. Keine Akklamation des Volkes, keine Rücksicht auf Blutsverwandtschaft und nahe Verbindung kommt in Betracht. Die Verwandten bekommen die Erbschaft an Ländereien und Gut. Aber die Leitung des Volkes wird dem von Gott Erwählten gegeben. Anderseits aber ist, obwohl der Herr selbst den Bischof gewählt hat, doch für die Ordination die Gegenwart der Gemeinde notwendig, um über die Tüchtigkeit des Gewählten in Wissen und Wandel gewiß zu werden.

Gefordert wird vom Bischof, weil er die höchste kirchliche Stellung einnimmt, mehr als von allen andern. Er soll Gottes Geist haben, in Gottes Geboten wandeln, mit dem Alten Testament vertraut sein und mit dem Gesetz und der Erkenntnis, sodaß er lehren kann. Er soll alle die Eigenschaften besitzen, welche im ersten Timotheusbriefe vom Bischof verlangt werden, soll sich selbst erniedrigen und an Charakter, Ehrbarkeit, Geduld und Milde vollkommen sein. Sein Wandel soll, was Enthaltsamkeit, Nüchternheit, Gerechtigkeit, Mildthätigkeit, Weltverachtung anlangt, mit seinem Worte stimmen. Ist er gewählt, so soll er ganz besonders nach Vervollkommnung in Sitten und Erkenntnis streben. Eigentlich soll er nicht zum zweitenmale verheiratet sein; aber unter Umständen ist ein solcher doch einem weniger Tüchtigen, der nur einmal verheiratet war, vorzuziehen. Vor allem aber darf der Bischof nicht die beim Abendmahl dargebrachten Geschenke und die Armenbeiträge veruntreuen. Auch soll er sich eines guten Rufes erfreuen. Und er darf sich auf Petrus nur berufen, wenn er Petri Werke thut. Uebrigens ist zwar der Name des Priestertums für alle Inhaber der gleiche; die thatsächliche Würde ist aber je nach Verdienst und Tugend verschieden. Nur wer in Wissen, Wandel und Lehre hervorragt, hat eigentlich das Recht zur bischöflichen Würde. Jeder andre hat faktisch einen niedrigeren Grad, auch wenn er den bischöflichen Titel führt. Und wer die Eigenschaften des Bischofs hat, der ist Bischof, wenn er auch Titel und Amt nicht hat.

Hinsichtlich der wirklich vorliegenden Verhältnisse betont Origenes zwar Celsus gegenüber, daß nur Leute, die in Wort und Leben gesund seien, aber nicht Herrschsüchtige zu Bischöfen gemacht würden. Bei einem Vergleich der bürgerlichen und staatlichen Beamten mit den kirchlichen finde man unter den ersteren viele Unwürdige, unter den kirchlichen dagegen viele ganz besonders Tüchtige. Der Bischof jeder Stadt sei stets dem ersten Kommunalbeamten vorzuziehen; und selbst diejenigen Bischöfe, die ziemlich mangelhaft und nachlässig seien, zeigten doch größere Tugenden als die weltlichen Beamten. Anderseits klagt Origenes aber doch gerade über die Bischöfe sehr oft. Nur wenige Weise und Bedeutende giebt es unter ihnen, dagegen manche heuchlerische. Und Gott giebt den Gemeinden Bischöfe nach ihrem Verdienst, den guten einen solchen, der in Wort und That mächtig ist, den bösen einen solchen, unter dem der Hunger und Durst nach Gottes Wort nicht gestillt wird. Es giebt gewinnsüchtige, tyrannische, unerfahrene, unfromme Bischöfe, die den Taubenverkäufern im Tempel gleichen, ihre Gemeinden verraten und andern Vorsteher geben, die sich nicht um deren Heil kümmern, sondern sich nur umsehen, welche fette Taube sie wohl verzehren könnten. Diese ruiniren in kurzem die Kirche, sodaß die einzelnen sogenannten Kirchen oder richtiger die Menschenhaufen, die sich da im Namen Jesu sammeln, sich nicht von einer Räuberhöhle unterscheiden. In tadelnswerter Weise verachten und verdächtigen sie die Geringen. Sie handeln nicht nach ihren eignen Worten. Sie legen Lasten auf und rühren sie selbst mit keinem Finger an. Sie sollten die

Brüder nicht tyrannisiren. Aber thatsächlich übertreffen manche Bischöfe an Zorn und Unzugänglichkeit die weltlichen Fürsten und sind besonders Armen und Bittenden gegenüber tyrannisch und roh. In vielen Gemeinden, speziell in den großen Städten, geben die Bischöfe nicht gleiches Recht zum Reden. Gegen die Sklaven benehmen sie sich despotisch und die Armen bedrohen sie in unbilliger und ungerechter Weise. Sie selbst lassen sich schmeicheln, und manche veruntreuen das kirchliche Vermögen.

Von den Presbytern und Diakonen gilt dasselbe wie von den Bischöfen, nur in abgeschwächtem Maße. Sie sind in hohen Ehren und Würden, besonders die Presbyter, welche mit dem Bischof den Vorsitz führen, im Kreise um den Altar sitzend, „ein Synedrium Christi." Ja, Origenes versteigt sich zu dem Satze: Wenn derjenige, der unwürdig am Abendmahl teilnimmt, gerichtet wird, wie viel mehr derjenige, der mit bösem Gewissen im Presbyterium sitzt und die Ratsversammlung Christi befleckt! Jedoch soll man nach diesen Würden nicht trachten, sondern nur nach den dazu gehörigen innern Eigenschaften. Trotzdem giebt es leider in der Kirche Christi manche, welche nach dem Vorsitz streben. Zuerst sucht man Diakon zu werden, und zwar nicht Diakon im Sinne der Schrift, sondern so, daß man der Witwen Güter verschlingt und wendet lange Gebete vor. Und die, welche solche Diakonen werden, suchen sich dann konsequenterweise auch die durch sichtbaren Vorsitz ausgezeichnete Würde der sogenannten Presbyter zu erschleichen. Einzelne aber sind auch damit noch nicht zufrieden, sondern wollen auch von den Menschen Bischöfe genannt werden, während es doch auf die innere Tugend und die sittlichen Eigenschaften, nicht auf Titel und Namen ankommt. Die Erfordernisse für die Presbyter und Diakonen sind fast die nämlichen wie für den Bischof, nicht minder die Pflichten und Aufgaben. Nur faßt der Bischof an höchster Stelle alles zusammen, während die Diakonen hauptsächlich den sämtlichen Gemeindezwecken dienstbar sind und beim Kultus wie bei der Einnahme und Verwaltung der Gemeindeeinkünfte helfen, die Presbyter aber, ohne der Verwaltung der Kirche ganz fern zu stehen, mit dem Bischof den Vorsitz, die Leitung des Kultus und die Jurisdiktion teilen und als die zur Predigt in erster Linie Verpflichteten angesehen werden. Aber auch an Presbytern und Diakonen hat Origenes wie bei den Bischöfen zu klagen und zu rügen, daß sie vielfach gewinnsüchtig, hochmütig, sittenlos, heuchlerisch, untreu, ungerecht und irdisch gesinnt seien.

W B

Herders Bruch mit Goethe,

eine Abrechnung zwischen klassisch-ästhetischer und christlich-moralistischer Weltanschauung

3. Tiefere Gründe des Bruchs

„Künstler und Lehrer — meint Suphan — darin liegt überhaupt, wenn sich eine so kurze Formel finden läßt, der Unterschied beider Männer. Der eine freut sich am Dasein, das sich ihm im schönsten Scheine darstellt; der andre trachtet, das Daseiende nach seinem Begriff des Guten und Rechten zu lenken und zu ändern. . . . Als Herders Jahr dem Winter zuging, erlebte Goethe an Schillers Seite einen neuen Frühling, in welchem — er sagt es selbst — alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging. Zwei Genien der Menschheit — gewiß! aber der eine erhebt seine Fackel, der andre senkt sie."

Und damit übereinstimmend läßt Hayms Darstellung das Eingreifen Schillers den Bruch zwischen beiden vollenden: „In der Begegnung Goethes mit Schiller hatte der Künstler sich mit dem Künstler zusammengefunden — und aus dem Künstlerbunde wurde Herder als der Unkünstlerische ausgeschieden." Schiller, mit rücksichtsloser, liebloser Schärfe, verteidigte die gute Sache des künstlerischen Idealismus als das eine Gute, gegen das alle Einwendungen und Zweifel schweigen müßten. „In reiner Begeisterung, in jugendlichem Aufstreben auf das edelste Ziel gerichtet, begriff Schiller nicht den Mißmut des Gehemmten, Ermüdeten, Enttäuschten, der auf viel breiterer Grundlage ein noch höheres Ziel ins Auge gefaßt hatte" [Haym]. Goethe aber ärgerte sich über die ablehnende Haltung, die Herder zu dem neuen Knospen und Grünen des Kunstwaldes einnahm, über seine Moralitätssucht, womit er „in die alte halbwahre Philisterleier verfiel, daß die Künste das Sittengesetz anerkennen und sich ihm unterordnen sollten" [Goethe]. Auch er war am Ende seiner Geduld angelangt, in der er sich an den Härten und Ecken des Freundes so lange geübt hatte. Sein Weg lag in der Richtung, in welcher auch Schiller vorwärts strebte!

So bildet also Schillers Kunstideal die Grenzscheide zwischen Herder und Goethe. Aber mußte das nicht so sein? Es ist wahr, es betrübt uns, die wir dankbar an dem unerschöpflichen Born unsrer klassischen Heroen unserm Bedürfnis nach Harmonie und poetischer Umkränzung des Lebens genügen, daß Herder, den Adel der schönen Form und die Gewalt des neuen Kunstwerks verkennend, zum einseitigen Anwalt praktischer und moralischer Ansprüche wurde; aber es betrübt uns auch, daß diese höchsten Erzeugnisse des an der Antike genährten Formsinns nicht bloß ihn, sondern wohl auch uns, sofern wir nicht „der Welt gleichgestaltet" sein wollen, nötigen, „gegen das Recht des Talentes das Recht des Herzens und gegen die sich eben in üppiger Pracht erschließende Blüte der Poesie Humanität und Christentum ins Feld zu führen" [Haym]. Es ist wahr: „Wonach er Zeit seines Lebens verlangt, wozu er selbst hundertfältige Keime ausgestreut hatte, das stand jetzt in reichen Aehren vor ihm." Nur darin müssen wir zu Gunsten Herders von seinem gar zu unparteiischen Biographen abweichen, daß für sein Gefühl notwendigerweise der Geschmack an diesen Früchten vergällt wird. Haym sagt: „Ein prangendes Feld, wenn auch selbstverständlich mit ein wenig Unkraut untermischt — aber es sah anders aus, als er es sich gedacht hatte; die Frucht des Baumes, den er selbst gepflanzt und gepflegt, war süß — aber sie war nicht genau nach seinem Geschmack und darum nicht die rechte, ja gar verderblich und verwerflich!" Diese Herabminderung des Gegensatzes können wir nicht zugeben; sondern in diesem Gegensatz finden wir den Punkt, wo es sich zu entscheiden gilt zwischen zwei Weltanschauungen, von denen das Wort Christi gilt: „Niemand kann zween Herren dienen."

Versuchen wir den Gegensatz zu skizziren! Er gipfelt einesteils in der verschiedenen Auffassung des Verhältnisses von Ideal und Wirklichkeit. Wir kennen Schillers großartig zusammenfassendes Gedicht: „Ideal und Leben." Und wir können von da aus nur zustimmen der Darstellung, die Haym von dem gesamten Standpunkte des durchaus im Griechentum sich abschließenden Schiller und damit auch Goethes giebt: „Der Verfasser der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen lebte so ganz in diesen Ideen von der Entwürdigung des Zeitcharakters und von der Notwendigkeit, daß der Dichter, ein Exulant in seiner eignen Zeit, sich in das Alter einer bessern Menschheit flüchten, daß er, unter griechischem Himmel erzogen, von dort in sein Jahrhundert zurückkehren müsse, um es zu reinigen — so sehr waren ihm diese scharf zugeschnittenen Ideen, der Ausdruck seiner eignen vornehmen Natur und seines auf das Ziel des Reinsten und Edelsten gespannten dichterischen Strebens, zum System, ja zum Vorurteil geworden, daß er jede andre Vorstellungsart, jede auch nur scheinbare Konzession an eine unästhetische Wirklichkeit, jedes andre Ideal als das griechische ablehnen und bestreiten zu müssen glaubte. In seinem aristokratischen »Staat des schönen Scheines« hatte nur das von aller Wirklichkeit, auch von dem Idiotismus der eignen Volksart gereinigte Schöne, in dem Pantheon seiner Phantasie hatten neben den Göttern Griechenlands keine andern Götter Raum."

Gerade in der souveränen Verachtung des wirklichen, des niedrigen, des politischen Lebens finde ich eine Nötigung für Herder, von Schiller getrennte Wege zu gehen. Es ist wahr, daß Herder selbst die reine Darstellung der vollen Menschennatur für die Aufgabe aller Kunst, das Fernbleiben alles politischen Parteistreits, überhaupt aller konkreten brennenden Streitfragen vom reinen Aether der allgemein menschlichen Poesie gefordert hatte; allein darin liegt eine tiefgreifende Differenz, wenn er fordert, daß trotz allem „die Poesie als eine Stimme der Zeit unwandelbar dem Geiste der Zeit folge," daß das Wort des Dichters vor allem ein Laut des Wunsches und Strebens

der Nationen, ein Hauch und Nachklang des Zeitgeistes sein müsse. Und wenn er sich dann an Zeitgedichten und patriotischen Gesängen erfreut, wenn er es beklagt, daß unsre Poesie, verglichen mit der patriotischen Poesie der Hebräer und Griechen, an öffentlichen Sachen so wenig Anteil nehme, wenn er selbst in seinen Humanitätsbriefen aus der Zeit auf die Zeit zu wirken sucht, wenn er so stets der Lehrer bleibt, der das Daseiende mit liebevoller Teilnahme nach seinem Begriff des Guten und Rechten zu lenken und zu ändern sucht — stehen wir Heutigen in diesem Streben nicht auf Herders Seite? Sind nicht die unpolitischen Schöngeister mit ihren „Göttern Griechenlands" durch den Untergang der Nation gerichtet worden? Ist nicht überhaupt die Abwendung von der unästhetischen Wirklichkeit, diese egoistische Abschließung in einer jenseits der Lebenskämpfe gezimmerten Idealwelt, dieser Götzendienst vor dem reinen Bilde der verklärten eignen Subjektivität zu unsrer Zeit einer realistischen, Wahrheit und Wirklichkeit in Eins setzenden, darum aber auch zur Wirkung auf die Wirklichkeit befähigenden Auffassung gewichen? Dürfen wir den Gegensatz der beiden Geistesrichtungen auf eine kurze Formel bringen, so bietet sich uns der johanneische Ausdruck dar: „Die Wahrheit thun!" Nicht sie flüchten aus dem Leben, sondern sie hineinwirken! Nicht sich zufrieden abschließen in einem geschlossenen Kreise, den man ganz und mit schönstem Schein erfüllt, sondern ewig das Unfertige irdischen Wesens empfindend, sich rastlos strecken nach dem, was vorne ist! Eben dies ist für Herder bezeichnend: die strebende Unruhe, die das Erreichte immer wieder auflösende Unzufriedenheit, das aus dem gleichzeitigen Leben in Ideal und Wirklichkeit sich ergebende Motto: Excelsior! Bleibend in den objektiven Schranken, sich herunterhaltend zu den Niedrigen, den Druck des Halben und Unfertigen schmerzlich empfindend, beurteilt Herder die satte Zufriedenheit der olympischen Ruhe als „selbstisch, abgöttisch, unteilnehmend": „Hole der Henker den Gott, um den alles rings umher eine Fratze sein soll, die er nach seinem Gefallen braucht." Liegt in dieser Schärfe nicht ein Kern tiefer Wahrheit? Gewiß, aus der griechischen Sophrosyne, aus dem ruhigen Gleichmaß, aus der Befriedigung in sich selber fiel er so heraus; aber ist diese, soweit sie nicht ein Bauen auf Gnade und Vergebung Gottes ist, berechtigt? ist die eigenmächtig abgeschlossene Welt nicht eine unerlaubte Verengung des menschlichen Interessen- und Pflichtenkreises?

Beachten wir dabei auch die Stellung Herders zum Griechentum! Für Schiller und Goethe wurde es immer mehr zum Dogma, „daß das Schöne und Moralische, das Menschliche und Schöne, das Griechische und Menschliche identisch seien" [Haym], und sie lehnten alle Beimischung eigenartiger moderner Volksart von ihrem Ideal ab. Herder dagegen hatte sein Humanitätsideal aus umfassenderem Sinn für die Vielgestaltigkeit des menschlichen Wesens gewonnen; er hatte darum einen lebendigen Sinn für alles Idiotische, Nationale, wie er denn von Jugend auf von der Entdeckung der nordischen Mythologie die Erweckung eines eigentümlich deutsch-nationalen, volkstümlichen Dichtergeistes erhoffte. „Er hatte darum auch nie den künstlerischen Vorzügen der Griechen so einseitig gehuldigt, daß er nicht manche Seiten der Menschennatur bei andern Nationen mit Liebe bemerkt und ihren Wert gegenüber einseitiger Schätzung des Griechischen stark hervorgehoben hätte." Er will nichts von einer Monarchie der Griechen und Römer zur Unterdrückung lebender Sprachen und Nationalcharaktere wissen. Speziell auf den deutschen Nationalgeist will er wirken und denselben nicht bloß durch die Renaissance der Antiken, sondern ebenso durch die Nachwirkung der eigentümlich germanischen Volksdichtung, sowie durch den Einfluß des christlichen und speziell reformatorischen Bildungsideals bedingt wissen.

Es ist aber offenbar diese Differenz im Kunstideal, in der Beziehung von Ideal und Wirklichkeit, aufs Innigste verbunden mit — wenn nicht verursacht durch — eine weit abweichende Auffassung des Verhältnisses von Schönheit und Sittlichkeit. Immer bestimmter stellte Herder der schönen die moralische Humanität entgegen und bestimmte der Poesie die Aufgabe, „den Mittelpunkt aller menschlichen Bestrebungen, nämlich die echte, ganze, moralische Natur des Menschen, Philosophie des Lebens zu suchen" [Herder]. Zum vollen Bewußtsein kam ihm selbst dieser Gegensatz, als sich Goethe durch die Veröffentlichung des Wilhelm Meister von seinen sittlichen Bedenken emanzipirte. Ja, an diesem typischen Werk, das einen ganzen Lebensgang schildert, wie er nach Goethes Ansicht normal verläuft und zur wahren Bildung und Reife führt, wurden damals, wie heute noch, die Geister ihrer verschiedenen Denkweise, ihrer verschiedenen Tonart sich bewußt. Schiller fand darin seine Bildungstheorie bestätigt, „daß der Weg zur Freiheit durch die Schönheit gehe und daß der ästhetisch gebildete Mensch als solcher zugleich der moralische sei; dies Werk stellte die sittliche Welt unter das Gesetz der rhythmisch-harmonischen Bewegung des Innern, die durch sich selbst auch das Sinnliche reinige und die harten Forderungen der Pflicht in die Freiheit schöner Natürlichkeit auflöse. Es war der Triumph der künstlerischen Form, durch welche ... selbst das Gewöhnliche bis an die Grenze des Gemeinen in eine ideale Beleuchtung gerückt und geadelt ward" [Haym]. Aber gerade diese Idealisirung und reizvolle Darstellung des Sinnlichen und Gemeinen, dieses Hindurchführen durch die schöne Sünde als durch eine notwendige Selbstreinigung, ohne Reue, ohne Bruch, dieses Emporklimmen über so manche zertretene Persönlichkeit, diese „teilnahmlose genaue Schilderung der Sichtbarkeit" ohne alle Scheu, ohne alle beurteilende Farbengebung — mußte es nicht den tiefsittlichen Mann im tiefsten verletzen, zumal wenn er die unmoralische Wirkung auf die von der glänzenden Form gefesselte Jugend bedachte, der ja hier das, was ihrer Lust das Nächstliegende ist, zugleich als das Normale vorgestellt wurde! Muß es uns nicht gehen, wie ihm von Anfang an, daß wir „die schlechte Gesellschaft" bedauern, „in der der Held des Romans sich zu lange aufhält"? Müssen wir nicht, wie er, uns angewidert fühlen von einem „gewissen unsaubern Geist," wenn wir die Szenen lesen, in denen Philine auftritt? Nein, da ist keine Brücke zu schlagen, und wir müssen bleiben bei dem Verdikt Herders über die Elegien und Wilhelm Meister: „Sehr undeutsch wäre es, wenn bei uns die Moralität ein verspotteter Name würde.... Uns fehlet zum Glück Witz und leichte Natur, uns fehlt ein schöner Himmel, die Immoralitäten nur einigermaßen lustig und leidlich zu machen.... Goethe denkt hierin anders; Wahrheit der Szenen ist ihm alles, ohne daß er sich eben um das Pünktchen der Wage, das aufs Gute, Edle, auf die moralische Grazie weiset, ängstlich bekümmert. Im Grunde ist dies der Fehler bei mehreren seiner Schriften. Er hat sich also auch ganz von meinem Urteil weggewandt, weil wir hierinnen so verschieden denken. Ich kann es weder im Leben, noch in der Kunst ertragen, daß dem, was man Talent nennt, wirkliche, insonderheit moralische Existenz aufgeopfert werde, und jenes alles sein soll.... Es kann niemand mehr gegen diese Vorstellungsart haben als ich, da ich in mehreren Verhältnissen wirklich darunter leide. Vielleicht an keinem Orte Deutschlands setzt man sich über zarte moralische Begriffe so weit weg, als hier, und damit entgeht dem armen Menschen der größte Reiz seines Lebens, und es erklingen sehr falsche Dissonanzen."

Kann man über dies Auseinandergehen nun noch traurig sein? Muß man sich nicht freuen, daß unserm Herder dazu der Mut und die Freiheit wieder geschenkt war?

Haym schließt, nachdem er diese Kritik Herders von Wilhelm Meister mitgeteilt: „Es gehört zu dem Traurigsten, was sich erfahren oder erzählen läßt, wenn Menschen, die sich innig erkannt und das Beste, was sie an Geist und Gemüt besitzen, mit einander geteilt haben, einander fremd zu werden und sich von einander loszulösen anfangen."

Nein, sagen wir, sie haben sich, da sie sich so nahe Freunde dünkten, nicht innigst erkannt; denn Herders Naturalismus war stets mit einem tiefen moralischen Gefühl verbunden, seine Weitherzigkeit hatte stets an den Grenzen der „moralischen Grazie," des heiligen Gesetzes ihr Ziel; er hatte einen feinen Takt für „das Pünktchen der Wage, das aufs Gute, Edle, auf die moralische Grazie weiset." Sie haben nie das Beste, was sie an Geist und Gemüt besaßen, mit einander geteilt; denn zum Besten in Herder gehört das frische und gesunde Herz für das allen Menschen gemeinsame, gebildeten, talentvollen ebenso wie ungebildeten, kleinen Geistern gesetzte sittliche Ziel, gehört die in der

Verehrung Christi fest gewordene Keuschheit. Waren diese Gegensätze während der intimen Befreundung gegenüber den gemeinsamen geschichtsphilosophischen Gesichtspunkten, dem warmen Naturgefühl, der weitstrahlenden Empfänglichkeit für alles Menschliche zurückgetreten, so können wir in dem nunmehrigen Auseinandergehen nur eine Rückkehr Herders zu seiner normalen Gesinnungsrichtung, Treue gegen seine bessere Natur erkennen. Unser Bedauern aber geht darauf, daß Goethe ihm Ursache gegeben zu dem allerdings scharfen Urteil: „Humanität und Christentum sind hier Kontrebande und verlachenswerte Vorurteile." Gewiß hätte Herder und seine Frau dies Urteil nicht so unbedingt ausgesprochen, wenn nicht ein Gefühl unendlicher Kränkung, welches die Frage nach eigener Schuld nicht aufkommen ließ, sich infolge der Abweisung ihrer ökonomischen und Erziehungswünsche in ihrem Herzen festgesetzt hätte; aber dieses kleinliche Moment kam nur hinzu, gab nur die innere Freiheit vom alten Freunde, sodaß er nun ungebunden „alle diejenigen Seiten von Goethes Thätigkeit verurteilen konnte, die, wenn auch noch so glänzend, über die Linien des sich immer einseitiger ausbildenden Herderschen Moralitäts- und Humanitätsideals hinausgingen" [Haym].

Und nun kommen wir zu einem Gegensatz, der uns am tiefsten berührt und auch in der Tiefe der beiden Herzen lag: die verschiedene Stellung zum Christentum, von dem Herder ja klagt, es gelte bei den „Unsterblichen" als Kontrebande und Vorurteil. O B

Karl Immanuel Nitzsch

Zum 21. September 1887

Am 21. September d. J. vollendet sich ein Jahrhundert, seit im Pfarrhause zu Borna bei Leipzig der berühmte Kirchenlehrer **Karl Immanuel Nitzsch** geboren wurde. Es kann nicht die Absicht sein, hier ein umfangreicheres Lebensbild zu entwerfen, nachdem **Beyschlag** diese „Lichtgestalt der neueren deutsch-evangelischen Kirchengeschichte" in für gebildete Leser verständlicher, überaus trefflicher und erhebender Weise gezeichnet hat.*) Aber ganz darf unser Blatt doch nicht vorübergehen an dem Säkulartage des letzten großen Theologen, welcher auf Luthers Universität für die evangelische Kirche Deutschlands gereift ist, welchen Schleiermacher für denjenigen erklärte, von dem er am liebsten sich wolle loben und tadeln lassen, und in welchem nach dem Zeugnisse eines würdigen Gegners „Gläubigkeit, Erfahrung, Verstand, Weisheit und Wissenschaft sich wundervoll durchdrangen."

1

Die Nitzsche waren ein früher adliges, altes geistliches Geschlecht; auch der Vater unsers Nitzsch, **Karl Ludwig**, war ein hervorragender Gottesgelehrter. Achtung vor dem großen Königsberger Denker bewog ihn, dem Sohne dessen Namen beizulegen; neben Kant übte Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" unverkennbaren Einfluß auf ihn. Vier Jahre nach Karl Immanuels Geburt wurde er — nach vorübergehendem Aufenthalte in Zeitz — Generalsuperintendent zu Wittenberg. Der viel verheißende, hernachmals dem Vater selbst Ehrerbietung einflößende Sohn verlebte in Schulpforta ideale Jugendjahre; sein Universitätsstudium begann er in Wittenberg gerade zu der Zeit, als mit dem Jahre 1806 die leidige Franzosenherrschaft und -Wirtschaft auch über diese Stadt hereinbrach. Dort fand er auch an Seite des Vaters seine erste bescheidene Anstellung. Die Erlebnisse während der Belagerung Wittenbergs durch die Verbündeten im Winter 1813 hat Nitzsch 1859 in einem (auch im Druck erschienenen) Vortrage im Evangelischen Vereine zu Berlin ergreifend geschildert. Die Teilung Sachsens brachte Wittenberg zu Preußen; die längst auseinandergebrochene Universität wurde nicht wieder erneuert. Die Bürgerschaft sollte wenigstens durch ein Predigerseminar entschädigt werden, 1817, zum Jubiläum der Reformation. Karl Immanuel Nitzsch wurde einer der Lehrer der Anstalt. Eben damals — zur Reformationsjubelfeier — hat ihn die Berliner theologische Fakultät unter Schleiermachers Dekanat zu ihrem Doktor erhoben. Folgenden Jahres trat er, nun schon Dreißiger, mit Emilie Schmieder, der Schwester des späteren Direktors des Seminars, in den Ehestand. Aber bald nötigte ihn Ueberarbeitung, eine minder anstrengende Stellung zu suchen, welche er in dem benachbarten Kemberg fand.

Als seine Gesundheit wieder kräftiger war, nahm er einen Ruf auf den Lehrstuhl für Glaubens- und Sittenlehre und praktische Theologie an die junge Hochschule zu Bonn an, und damit trat er — 1822 — in jenes schöne, ja einzige Wechselverhältnis zur rheinischen Kirche, dem nachgerühmt werden konnte, daß kaum je ein solches zwischen einer Provinzial- oder Landeskirche und einem akademischen Lehrer stattgefunden habe. Der große Theologe stellte sich zugleich mit dem bescheidenen Namen eines Pfarrvikars in den Dienst der Gemeinde, um dann zu den höchsten Vertrauensämtern der rheinischen Kirche emporzusteigen. Nur zu ihrem tiefsten Leidwesen sah diese ihn scheiden, als er 1847 einem Rufe nach Berlin folgte. Aber auch hier gelang es dem charaktervollen Manne, der seine Besonnenheit und seinen Mut, seine Königstreue und seine Mannesehre gleicherweise unter den Stürmen, wie unter den gegenteiligen Nachwehen der Märzrevolution zu bewähren gewußt hatte, so sehr, die öffentliche Achtung zu erwerben, daß ihn 1852 Magistrat und Stadtverordnete der Hauptstadt zu ihrem Vertreter in der ersten Kammer erwählten, nachdem schon 1849 der Kreis Landsberg darin voran gegangen war. Auch als im Jahre 1854 das Amt eines Propstes von St. Nikolai, des ersten Geistlichen der Stadt, welches einst Philipp Jakob Spener bekleidet hatte, erledigt wurde, nannte der zu Vorschlägen befugte Magistrat Nitzsch dem Könige an erster Stelle. Zwar wurde nun von dürftigen Geistern — selbst vom Kultusminister von Raumer — alles Erdenkliche aufgeboten, diese Ernennung zu hintertreiben; aber endlich zerriß Nitzsch selbst dies abscheuliche Gewebe, indem er sich unmittelbar an Friedrich Wilhelm IV. wandte und ihm darlegte, warum er selbst sich den Wunsch der Stadt aneigne. Der König sagte ihm dessen Erfüllung nun sofort zu, und als der Minister auch jetzt noch Umstände machte, erhielt er die Ernennung des neuen Propstes vollzogen aus dem Kabinet zugeschickt.

Es ist nicht zu leugnen, jene widrigen Strömungen haben gehindert, daß die Wirkung Nitzschs in Berlin eine gleich umfassend gesegnete geworden ist, wie zu Bonn: nicht an dem Manne lag das, sondern an den östlichen und sonderlich Berliner Verhältnissen. Dankbare Schüler aber bekennen, auch in Berlin die tiefsten, würdigsten Eindrücke von Nitzsch und noch in seinem höchsten Greisenalter empfangen zu haben. Wie viel Irrgänge, wie viel schweres Lehrgeld wäre der preußischen Kirche erspart worden bis auf diesen Tag, hätte man rechtzeitig Nitzschs Rat und Weisheit hören mögen! Aber weit entfernt davon, hat man zu Berlin selbst seine letzte Kraft und Muße, da noch mancherlei schriftstellerisch niederzulegen dem Hochbetagten am Herzen lag, mit Nichtigkeiten zu verderben gewußt. Er selbst schrieb darüber im Frühjahr 1864 an seinen Freund und frühern Amtsgenossen D. Sack: „. . . Ich habe die Superintendentur der einen Hälfte der Berliner Synode übernehmen müssen. Die Pröpste haben nämlich nur, dafern sie Generalsuperintendenten sind, das Recht, die Superintendentur abzugeben: da sie jenes Amt nicht mehr verwalten, so hat das Konsistorium zwar den neunundachtzigjährigen Bischof Neander in Frieden gelassen, aber den siebenundsiebzigjährigen Jubilar Nitzsch für jung genug geachtet, die Last auf seine Schultern zu nehmen." Noch am spätesten Lebensabend, da schon die Augen erloschen und fremde Hand ihn führen mußte, ließ Nitzsch es sich nicht nehmen, Predigt- und Katecheseübungen zu leiten. Teilnehmer des letzten Semesters haben uns erzählt, wie er da öfter in ahnungsvolle Reden über die letzten Dinge ausgebrochen: so blieb sein Geist mit dem Höchsten beschäftigt. In geheimnisvoll-sinnreichen Worten feierte er wie träumend die Ueberwindung des Todes. Als in der letzten Zeit sein Kollege aus dem Oberkirchenrat, D. Twesten, zu ihm kam, „das liebe Angesicht noch einmal zu sehen," offen-

*) Die zweite Ausgabe erschien 1882 bei Strien in Halle, mit Porträt (473 S.; 6 Mk.). Im wesentlichen ein Auszug aus diesem prächtigen Buche, sowie aus dem Nekrolog von D. W. Hoffmann, ist die kleine Schrift von Dr. **Hermens**: K. J. Nitzsch (Barmen, Klein; 80 Pf.).

barte sich ganz das lebendige Herz: „Ich kann — sprach Nitzsch — nicht mehr sehen, nicht mehr hören, nicht mehr arbeiten — nur noch lieben.“ Am 21. August 1868 erlosch für das Diesseits dies schöne Leben: — „ein brennend und scheinend Licht“ — „ein Mann in Christo.“

2

Am 1. Juni d. J. haben zu Bonn rheinische Prediger und Professoren sein Gedächtnis gefeiert, indem sie — nach trefflich charakterisirender Rede des Synodalpräses D. Evertsbusch — eine Denktafel an Nitzschs ehemaligem Wohnhause weiheten. Ein weiterhin wirkendes Gedächtnis hat Nitzsch sich in seinen Werken gestiftet. Einer der geistvollsten Geistlichen der Rheinprovinz und Preußens hat es dem Verfasser oft gesagt, wie er nach mancherlei Studien immer wieder zu Nitzsch zurückkehre und hier das reifste Endurteil in vielen theologischen Fragen zu finden gewohnt sei. Und dazu bekennt sich auch der Berichterstatter; er giebt niemandem ein Recht, ihn nach Beyschlag zu nennen, aber Beyschlag hat ihm aus dem Herzen geschrieben, wenn er im neuesten Hefte seiner Deutsch-ev. Blätter in Bezug auf Nitzsch den Wunsch ausspricht: „Möchten doch auch in außerrheinischen Kreisen Geistliche und Theologie Studirende die formale Mühe nicht scheuen, sich in die noch lange nicht ausgeschöpften Schätze seiner Persönlichkeit, Theologie und kirchlichen Gesinnung zu vertiefen: wie vieles, was ihnen jetzt in traurige, friedlose Gegensätze auseinander geht, würde sich ihnen da in echt christlicher Harmonie versöhnt zeigen.“

Von Nitzschs gelegentlichen Vorträgen und hie oder da veröffentlichten Arbeiten abgesehen, sind als Werke bleibender Bedeutung besonders zu nennen: sein „System der christlichen Lehre“ — Glaubens- und Sittenlehre in trefflichster Weise vereinend —, seine „Praktische Theologie“ und die Gesamtausgabe seiner „Predigten“; es sind ihrer hundert.*) Aber auch die „Protestantische Beantwortung der Symbolik von (dem Katholiken) D. Möhler“ und die „Akademischen Vorträge über die christliche Glaubenslehre für Studirende aller Fakultäten“ wollen wir nicht ungenannt lassen.

Wie vorbildlich Nitzsch als Hausvater, wie im wahrsten Sinne wissenschaftlich und zugleich erbaulich, wenn auch nicht immer leicht verständlich, als Kirchenlehrer, wie tiefgründend, wie wahrhaft seelsorgerlich als Kirchenberater und Kirchenleiter, das des Näheren in den obengenannten Biographien nachzulesen, müssen wir dem Leser überlassen. Hier glauben wir besser Nitzsch selbst noch reden zu lassen, um wenigstens an etlichen Proben seine Geistesart zu erkennen zu geben. In derjenigen Abteilung seines großen Werkes der Praktischen Theologie, welche die Seelenpflege des evangelischen Hirtenamtes behandelt, lesen wir wie folgt:

Das evangelische Hirtenamt hat seine Ehre schon überlebt, wenn es solche Wege geht, daß es im ersten besten unkirchlichen Manne, der an der bestehenden Ordnung und Uebung Anstoß genommen, einen Abtrünnigen von der Kirche Christi sieht. Wollet ihr denn wieder Heuchler groß ziehen, deren innerliche Frechheit, sobald einmal der Wind sich gedreht hat, ausbrechen wird? Das ist die Wahrheit und Herrlichkeit des Protestantismus und der evangelischen Kirche, daß sie nur in dem Maße blühen und gelten kann, als sie aktive persönliche Frömmigkeit hegt und persönliches Christentum auszieht. Wollet ihr ein möglichst leidentliches unpersönliches Christentum und etwas vom heißen Brande des Fanatismus dazu in den Kauf, so wendet euch zu den Fleischtöpfen zurück und nehmt wieder Platte und Cölibat, Ablaß und was sonst zum Drachenschwanze des Meßopfers vom Reformator gezählt wird, zu Hilfe. Unsre angestammten Mittel und Rechte reichen zu einer dergleichen Seelsorge — Gott sei Dank! — nicht aus. Unser Weg geht höher und tiefer, und ist darum schwerer. Wir sind nur Vorarbeiter des Geistes vom Herrn, wenn es hoch kommt; wir dürfen zwischen dem väterlichen und brüderlichen Standpunkte frei auf- und niedersteigen. Wir dürfen uns nicht scheuen, zu einem Nathanael zu sagen: Komm und siehe es, um jeden in die Schrift, die Herberge Christi, zu weisen, ob es sich also befinde. Weithin reichen die Seile unsrer Leitung, an denen die Freigelassenen einhergehen. Wir unterscheiden und vereinigen Amt und Person; in dem Grade aber, als Wort und Gabe Christi uns hinnimmt und die Persönlichkeit aufgeht in den Dienst am Wort aus Liebe im Glauben, wächst unserm Amt eine Macht und ein Ansehen zu, welchen an Legitimität und Begründung nichts andres gleicht. Wenn wir also auch die ordnende und geordnete amtliche Gewalt hoch anschlagen und je nach Umständen geltend machen müssen (denn der Gott unsers Friedens ist auch Gott der Ordnung, und sein Wille ist, daß gemeinsame Uebung des gemeinsamen Glaubens bestehe, wozu Ordnung und willige Unterordnung, wozu Sakramentlichkeit und Kirchlichkeit des Lebens gehören): so verhalten wir uns doch auf dem Gebiete der eigentümlichen Seelsorge so, daß gleich wie wir selbst erst rechte Christen sind und dann rechte Theologen und Evangelisten werden, unsre Hoffnung nicht mehr darauf steht, viele abgerichtete Kirchenleute zu erlangen, die dann von selber selig werden sollen, sondern darauf, daß aus dem ursprünglichen Samen lebendigen Christentums eine freie, wahre Kirchlichkeit erwachse.

*) Zwei dort nicht aufgenommene sind neulich wieder aufgelegt worden: über 1. Petri 5, 7 (Neujahrspredigt) und Ev. Luk. 5, 1—11 (Barmen, Hugo Klein).

Eben dort ist von den geistlichen Bedürfnissen die Rede, welche aus der Auswanderung heimatloser Scharen, aus den Haufen von Arbeitern hervorgehen:

... Diese Menge hat teils den Sonntagssegen in des Wortes tiefer und voller Bedeutung verscherzt, teils ihn an die Umstände und die Arbeitgeber halb oder ganz verloren. Während sie die Neigung zu jeder Gleichmacherei im Herzen tragen, sind sie in sklavische Abhängigkeit von den Brotherren hingegeben. Der Verarmung, dem Proletariat und der zufälligen Tagelöhnerei hat der Zeitgeist von der argen Art zugleich kräftige Irrtümer, starke Vorurteile gegen die Kirche und das Christentum eingeimpft. Trotzdem bleibt der Mensch zu menschlich, oder das christliche Element aus dem Schoße der Heimat mitgenommener Bildung ist zu haltbar noch, als daß er nicht in der Wüste, was er verscherzt oder verloren, wieder ersehnen, oder doch, wo es ihm in unverkennbarer Uneigennützigkeit nachgetragen wird, endlich und im ganzen dankbar annehmen sollte.

Kann man den tiefsten Kern sozialer Notlage und den einzigen Hoffnungslichtschimmer kürzer und wahrer bezeichnen? — Nur noch zwei kurze Stellen aus den gleichen Abschnitten:

„Die Wissenschaft hat in der That viel weniger Macht, Glauben und Liebe zu schaffen, als der Glaube der Christen Macht hat, der tiefsten Wissenschaft Stoff und Antrieb zu geben.“

„Der Seelen Seligkeit ist reine Fülle selbstbewußten Lebens in ungehemmter Gemeinschaft mit dem Herrn und seinen Gliedern, kraft welcher Zeit und Welt und Tod für ihn besiegbar werden. Dies ist persönliches Christentum.“ H

Vom Vatikan

Urban II. und Leo XIII.

O Konstantin, wie vielen Unheils Mutter
War deine Schenkung! Dante.

Im berühmten Kloster S. Trinità della Cava bei Salerno sah ich heute das goldene Brustkreuz Urbans II., welcher im Jahre 1092 die Kirche jenes Klosters weihte und das genannte Andenken hinterließ. Im Archiv zeigte man mir einige Urkunden desselben Papstes, mit seinem Handzeichen und Siegel versehen, und in der Wand der jetzt neu gebauten Kirche ist eine Marmorplatte aus der früheren Kirche, versehen mit einem Kreuz in Relief, die Stelle nennend, welche Urban II. an der Kirchenwand mit dem heiligen Oele in Kreuzform bezeichnete.

Einen großen Mann und eine große Zeit führten mir diese Reliquien vor Augen. Wenn wir auf die weiten und zahlreichen Reisen dieses Papstes blicken, möchten wir ihn den Hadrian unter den Päpsten nennen. Das Schicksal seiner zwei Vorgänger schreckte ihn nicht. Gregor VII. war in der Verbannung zu Salerno 1084 gestorben und begraben; Viktor III., früher Abt von Montecassino, war, an Vergiftung erkrankt, in sein liebes Kloster heimgekehrt, um dort sein Leben zu enden; er selbst, Urban II., mußte Rom in der Macht Heinrichs IV. und des von diesem kreirten Papstes sehn — aber dieser Umstand veranlaßte ihn weder zu jammervollen Klagen, noch zu päpstlichen Rundschreiben und Versöhnungsvorschlägen. Er dachte: Kann ich nicht in Rom sein und Rom nicht besitzen, so will ich der Welt beweisen, daß Rom überall da ist, wo ich bin; will der Welt zeigen, daß die Macht meiner Würde und meines Wortes alle andre Macht der Menschen übersteigt. So wurde gedacht, so wurde gehandelt. Urban II. durchzog Süditalien, weihte Kirchen, hielt Konzilien, zog über die Alpen nach Frankreich: überall nahm er Rom mit sich. Er kam nach Clermont und rief dort das Abendland zu den Waffen — etwa, um Rom und den Kirchenstaat zu besetzen und zu sichern?

Nichts davon! Urban II. zeigte der ritterlichen Welt Europas ein ideales Ziel; er rief Europa zum Kreuzzug. Sein Wort zündete, wie selten eines Menschen lebendiges Wort gezündet hat; durch Abendland und Morgenland ging eine Erschütterung, wie wenn der Sturm den Wald durchbraust, eine Begeisterung, mit der sich kaum eine andre vergleichen läßt. — Wir kennen Goethes Wort: „Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehen.“ Hieran mußte ich denken, als mit jenem uralten Brustkreuz zugleich der Mann vor mir stand, der es vor 800 Jahren als Zeichen seiner Würde trug.

Die Vergangenheit verschwindet, die Gegenwart tritt uns entgegen: Leo XIII. mit dem Vatikan von heute. Ists wieder ein großer Mann und eine große Zeit? Ists wieder ein Mann, der, alle kleinlichen Interessen als solche erkennend, hochherzig über dem niederen Getriebe stehend, seiner Zeit ideale Ziele weist und sie zum Streben nach denselben durch sein persönliches Auftreten und persönlichen Einfluß begeistert?

Leo XIII. nennt sich und läßt sich nennen: „Gefangener des Vatikan,“ obgleich man nicht versteht, wo sein Kerker und sein Kerkermeister ist. Freilich ist die Zeit vorbei, da manchen biedern Tiroler Bauern Stücklein von dem verfaulten Stroh des Kerkers, in welchem der Papst angeblich schmachtete, verkauft wurden und manch weichherziges Mütterlein mit Grausen die Mär von finstern Mauern und verschimmeltem Brot vernahm. Solche Dinge glaubt kein „dummer Bauer“ mehr. Aber die „Gefangenschaft“ besteht fort; der Nachfolger Pius' IX. thut, was sein Verweser that. — Zwar hätte ers gern anders, könnte es anders haben; aber alles bleibt beim Alten. Die Gefangenschaft gehört zur „Politik“ des Vatikans. Leo XIII. hat es den vatikanischen Zeitungen und allen denen, welche für den Peterspfennig kollektiren, nie verboten, von seiner „Armut“ zu reden, dabei aber seinen Beamten nie befohlen, der Welt zu beweisen, daß im Vatikan Mangel herrsche und im Budget sich ein Defizit zeige. Pius IX. deponirte enorme Summen in großen Bankinstituten verschiedner Länder, darunter vierzehn Millionen in der Englischen Bank, und wurde diese Summe bestimmt, den Offizieren der weiland päpstlichen Armee Pension zu zahlen, eine Zahlung, die allezeit geleistet worden ist. Während Pius IX. sich der Mammonssorgen dadurch zu überheben wußte, daß er die Millionen gegen niedrigen Zins sicher deponirte, ist unter seinem Nachfolger eine Finanzverwaltung andrer Art eingeführt, in welcher die Wörter: Börse, Koupons, Eisenbahn-, Industrie-Papiere u. s. w. eine wichtige Rolle spielen. Dafür hat der Vatikan seine Agenten, die, obgleich in geistlichem Gewande, die Börse und ihre Geschäfte kennen. Als noch vor einigen Jahren die Goldmünzen das Papiergeld an Wert überragten, hatte der Vatikan einen Beamten, der das Geldwechseln besorgte, wodurch guter Gewinn erzielt wurde; seit aber der Zwangskurs aufgehoben ist, hörte dieser Profit auf, und jener Monsignore, welcher den Umsatz des Goldes in Papier besorgte, hat keine Arbeit mehr.

Die erwähnten Thatsachen mögen in Deutschland unbekannt sein; in Italien, speziell in Rom, sind sie kein Geheimnis. Eine höchst bemerkenswerte Thatsache aber haben wir seither noch nicht erwähnt: der Vatikan bevorzugt notorisch die Staatspapiere des Königreichs Italien, also desjenigen Staates, den die Kurie, wie die Welt weiß, oft genug als einen Räuber gescholten und dem sie einen baldigen Untergang prophezeit hat. Das geeinigte Italien gilt der Kurie als der eigentliche Feind, als die Verkörperung des dem Vatikan angeblich zugefügten Unrechts. Wenn nun trotzdem der Vatikan italienische Staatspapiere kauft, so hält er den Staat Italien zweifellos für sicher. Als, wie den Lesern bekannt, eine Anzahl tapferer italienischer Soldaten vor einiger Zeit bei Massaua der abessynischen Uebermacht unterlag und infolge dessen die italienische Staatsrente um zehn Prozent sank, hat der Vatikan sofort diese günstige Gelegenheit benutzt und bedeutende Summen im genannten Staatspapier angelegt, eine Spekulation, welche den Finanzmännern des Vatikans alle Ehre macht: denn nach kurzer Zeit stieg dies Papier wieder. Wir gönnen willig dem Vatikan solche guten Börsengeschäfte, können aber nicht unterlassen, an das Lied zu denken: „Ein echter deutscher Mann kann keinen Franzmann leiden — doch seine Weine trinkt er gern.“

Daß die Monsignori, welche in ihrer Gesamtheit den Hofstaat des Vatikans bilden, sich nicht selten in der Lage sehen, Kapitälchen zinstragend anzulegen, ist ebenso allbekannt, als für die hohen Herren angenehm; die Börse ist für jedermann, auch für diejenigen Bankiers, welche die Geldgeschäfte der geistlichen Würdenträger besorgen. Es gab eine Zeit, wo dieselben die italienische Rente verabscheuten und, vor derselben als vor glühendem Eisen warnend, dringend türkische Staatspapiere ihren Pfleglingen und sich selbst empfahlen. Wie viele Millionen die hohe Geistlichkeit, welche mit „Türken“ einen reichen Gewinn zu erzielen meinte, auf diese Weise verloren hat, weiß niemand; aber eine bekannte Thatsache ist es, daß es Millionen sind, die nimmer wiederkehren. Seit die „Türken“ sich in heißes Eisen verwandelt haben, läßt sich mancher Monsignore, der im übrigen auf Italien schilt, italienische Staatsrente kaufen oder benutzt eine andre Gelegenheit zu guter Kapitalanlage. Im vorigen Jahre beklagte sich der Vatikan über das moderne Rom und seine aus Spekulation aufgeführten faden Bauten, durch welche z. B. der herrliche, uralte Park der Villa Ludovisi vernichtet wurde. Jetzt erfahren wir, daß viele römische Patrizier, Anhänger des Papstes, durch Bauspekulation Millionen profitirt haben, daß der Monsignore Folchi, Schatzmeister des Peterspfennigs, zu denen gehört, welche auf dem Grund und Boden der von der Spekulation parzellirten Villa Ludovisi stattliche Mietwohnungen bauen. Diese Kapitalanlage ist ohne Zweifel eine vortreffliche. Die Grafen Pecci, Neffen des Papstes, sind ebenfalls glückliche Besitzer einer großen neuerbauten Mietkaserne, und viele hohe Geistliche sind Mitglieder einer Baugesellschaft, welche am Monte Testaccio bei Rom ein neues Stadtquartier aufführt. Zahlreiche religiöse Orden in Rom, unter ihnen Jesuiten, Dominikaner, Franziskaner u. s. w., haben etwa dreißig Millionen für Ankauf oder Bau von Häusern verausgabt!

So viel von der „Gefangenschaft“ und von der „Armut.“ Sowohl jene als diese gehört zur Politik des Vatikans.

Wohin diese Politik steuert, ist allbekannt: ihr Ziel bleibt die Wiedererlangung der verlornen weltlichen Herrschaft, des Kirchenstaates. Um das zu erreichen, kam kürzlich ein neues Mittel zur Anwendung, so neu, daß die Welt in Staunen und Ueberraschung geriet. Dies Mittel hieß „Conciliazione.“ Wer einen Fisch fangen will, wirft eine Angel aus und befestigt daran eine Lockspeise. Das ist eine alte Geschichte, die kürzlich bekanntlich wieder neu wurde, als in wohlbedachter, gänzlich allgemein gehaltener Wendung das Wort von einer so wünschenswerten „Versöhnung“ ausgesprochen wurde. Bei dieser Affäre benahm sich am besten die Regierung Italiens, welche sich kurz und ruhig im Parlament dahin aussprach, daß von keinem Streit, also auch von keiner Versöhnung die Rede sein könne. Wenig Lob hat sich dagegen ein großer Teil der Presse, auch der deutschen, dabei errungen, welche mit Bewunderung die Angel mit der Lockspeise anstaunte und den Versöhnungsgedanken des Vatikans mit Lobsprüchlein überhäufte.

Ein Ergebnis für den Vatikan ist aber nur insofern erzielt worden, als allen denen, die sehen wollen, die Möglichkeit geboten ward, hinter seine Kulissen zu blicken. Kaum hatte nämlich die Kurie erkannt, daß mit obengenannter Angel sich der gehoffte Fisch nicht fangen lasse, so bekam die Welt zu ihrem erneuten Staunen ein (durch Indiskretion?) publizirtes, an die Nuntien gerichtetes Rundschreiben des päpstlichen Staatssekretärs Rampolla, worin man schwarz auf weiß lesen konnte, was die Kurie unter „Versöhnung“ versteht; und zur weitern Erläuterung erschien alsbald ein Brief des Papstes an seinen genannten Sekretär, der letzterem bei Abfassung obengenannten Rundschreibens als Norm und Richtschnur gedient hatte. Beide Schriftstücke sind lang; aber der langen Rede kurzer Sinn ist in jenem bekannten Worte Goethes enthalten: „Der Vatikan will alles nehmen, geben nichts.“ Kaum hatten obengenannte Schriftstücke im Aktenstaube ihr stilles Grab gefunden, da vernahm man eine Art von Grabgeläut, indem einige bekannte Tagesblätter Italiens ihren Lesern die Entstehung des Kirchenstaates schilderten und das bekannte Organ des Vatikans eine Apologie des letzteren zu geben versuchte, ohne sich jedoch auf das Märlein von der Schenkung Konstantins zu berufen. Das

Grabgeläute ist sanft verklungen und somit die Conciliazione wirklich tot und begraben.

An Stelle dieses ruhmlosen Toten hat die Politik des Vatikans ein Neues gestellt, ein Unerhörtes, noch nie Dagewesenes. „Armut“ und „Gefangenschaft“ nützen nicht mehr, um die Augen der Welt auf den Vatikan zu lenken; man erfand also eine „Weltausstellung.“ Genanntes Schauspiel wird, wie bekannt, Ende dieses Jahres in Szene gesetzt. Mit den Vorbereitungen hat der Vatikan vollauf zu thun, nicht minder seine Werkzeuge, die Bischöfe. Letztere verfassen Hirtenbriefe und fordern auf zur Einsendung von Gaben, indem sie das Lob Leos XIII. in einer Weise singen, welche an die Zeit eines Augustus und der ihm schmeichelnden Hofdichter erinnert. „Vor zweitausend Jahren hat ein Stern die Erlösung der Welt verkündet, die Sonne der Gerechtigkeit ging auf, die Himmel ließen ihr Triumphlied erschallen. — Heute ist die Welt wieder tief gesunken. Wird ein neuer Stern aufgehen? Der Stern ist da, Leo XIII., das Abbild Jesu Christi; er hat sich allen kund gethan, als der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ So schreibt der Bischof von Taberta. Zu den zahllosen Hirtenbriefen kommen zahllose Verse von Dichterlingen. Man höre eine Probe: „Die ganze Welt ist ein Tempel, der Papst in demselben der Priester. Wie Christus that, so giebt sich der Papst als Opfer; denn bis zum Himmel flammt seine Frömmigkeit. Er ist das Abbild der Gottheit, er ist die Sonne der Zivilisation, der Heiland der Menschen; die Reihe der Jahrhunderte betet ihn an als Wunder. Leo regiert die Menschheit; Leo wird ewig leben und nach der Zeit wird man ihn als einen Heiligen verehren und ihn in Ewigkeit anbeten.“ So dichtet ein Priester, Namens Lorenzo Monteleone. Mit den Dichtern vereinigen sich die religiösen Orden und Vereine, sowie Komitees aller Art, lauter Mitarbeiter an dem gigantischen Werke, genannt: Weltausstellung im Vatikan.

Welche Gedanken den Vatikan beherrschen, welche Bestrebungen dort die Schritte leiten, sehen diejenigen, welche Augen haben, um zu sehen.

Zweimal hat sich eine Stimme aus dem Heerlager des Vatikans erhoben und demselben einen Spiegel vorgehalten. Das that zunächst der Padre Curci in seiner Schrift: Il Vaticano regio (der Vatikan und der Königstitel), worin er zeigte, daß alle höhern, idealen Bestrebungen im Vatikan durch das Streben nach dem Königstitel und weltlicher Herrschaft gänzlich verschwinden. Padre Curci hat widerrufen und Verzeihung erhalten; seitdem lebt er ruhig weiter und ist doch tot. Verfasser lernte diesen Mann im vorigen Jahre persönlich kennen und hat viel mit ihm gesprochen. Der kleine, greise Mann mit dem scharfen Gesichte sagte mir wehmütig: „Was möchte ich darum geben, wenn ich auf einer deutschen Universität studirt hätte!“ Dann erzählte er mir, daß Leo XIII. ihm als Zeichen der Vergebung sein Porträt geschickt habe. Dabei strahlte sein furchenreiches Angesicht vor Freude. — Der zweite, welcher seine Stimme erhob, ist Padre Tosti, der Benediktiner. Er wollte den Blick des Papstes von den kleinlichen, weltlichen Interessen auf ein ideales Ziel hinlenken, er wollte ihm den Rat geben, das fruchtlose Streben nach dem Königstitel aufzugeben und die Nichtigkeit desselben zu erkennen. In diesem Sinne schrieb der Padre seine bekannte Schrift. Vor 800 Jahren traten die Benediktiner des berühmten Klosters Farsa bei Rom kühn gegen Gregor VII. auf und stellten sich auf Seiten des deutschen Kaisers Heinrich IV., wie ihre Schrift, welche neuerdings herausgegeben, beweist. Die Benediktiner haben sich allezeit dem Papsttum gegenüber selbständig benommen. Der berühmte und gelehrte Benediktiner Padre Tosti aber hat soeben demütig um Verzeihung gebeten und solche erhalten. Seitdem lebt er weiter, aber er ist tot. Kein Tropfen von Lutherblut rollt in den Adern dieser beiden Männer, und wer Italien kennt, der muß es mit tiefer Trauer aussprechen: Ueberall irdische Interessen, aber nirgends ein Tropfen Salböl für die Weihe eines Reformators!

Urban II. erhielt soeben in Frankreich ein Denkmal. Stellen wir die zwei Männer neben einander: Urban II. und Leo XIII. Der erste von Land zu Land reisend, mitten im Weltverkehr, der zweite zwischen den Mauern des Vatikans, wo er die Welt nur aus den Berichten seiner Umgebung kennt, — der erste die Welt durch sein Wort begeisternd zu hohem Streben und großen Thaten, der zweite zahlreiche Schriftstücke abfassend, welche zwischen den Akten ruhen; der erste neben sich die Kreuzzüge, der zweite die vatikanische Industrie-Ausstellung. T

Moderne Sonntagsfeier

Was macht den Sonntag zu einem rechten? Nichts andres, so müssen wir antworten, als die Erfüllung des göttlichen Gebotes: „Du sollst den Feiertag heiligen!“ Und wie das geschieht, das hat niemand kürzer und besser je ausgedrückt, als unser Luther: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir die Predigt und sein Wort nicht verachten, sondern dasselbige heilig halten, gerne hören und lernen.“ Unsre Zeit scheint freilich den Reformator vielfach zu überhören und einer andern Auslegung zu huldigen. Bekanntlich hat das Wort „feiern“ eine doppelte Bedeutung: von der Arbeit ruhen und — ein Fest begehen; und rein äußerlich betrachtet, d. h. ohne die Beziehung auf den, der den Feiertag gegeben und gesegnet hat: wer müßte nicht zugeben, daß man diese doppelte Art zu feiern an unsern Sonntagen gründlich zu Ehren bringt — wenn nicht die erstere, so doch die letztere?

Immer mehr beginnen die Feste, wie sie unsre Sommersonntage erfüllen und durchrauschen, zu einem geradezu grassirenden Uebel zu werden. In einer Provinzialstadt Sachsens waren vor einigen Wochen für einen Sonntag neben den üblichen Konzerten und Tanzmusiken nicht weniger als fünf besondre größere Vereinsfestlichkeiten angezeigt; und nicht etwa, als ob dieselben zufällig zusammengefallen wären und dann für den laufenden Sommer dergleichen Veranstaltungen ihr Ende erreicht gehabt hätten — der nächste Sonntag brachte neue mit andern Namen und andern Zwecken, und sicherlich hat eher der Sommer zu wenig Sonntage als die vergnügungssüchtige Menge zu wenig Anlaß, in dieser Weise sie sämtlich auszufüllen. Wie erfinderisch ist hier der Mensch! Man weiß schließlich alles zu einer Festlichkeit aufzubauschen. Man feiert nicht mehr nur Schützen-, Militärvereins-, Turner- und Sängerfeste — man hält auch Skat- und Kegelkongresse ab, veranstaltet Radfahrerklub- und Ruderklubvergnügungen, versammelt sich zu Fahnenweihen, Jahres-, Stiftungs- und Jubiläumsfesten u. a. m. Ja, jedes dieser Feste muß auch noch seine besondre Nachfeier haben!

Und wie wird das alles betrieben! Ein Verein sucht den andern zu überbieten. Betreffs des äußern Pomps, der Dekorationen, des augenfälligen Auftretens ist ein förmlicher Wettstreit entstanden. Im Haschen nach allerhand Neuem verfällt man nicht selten geradezu auf Albernheiten. Man baut Ehrenpforten in Fällen, wo man beim besten Willen nicht imstande ist, zu enträtseln, wem oder wofür nun eigentlich Ehre gezollt werden soll. Ja, wenn mit dem allen wenigstens noch ein entsprechender Zweck verbunden wäre! Aber was soll dabei herauskommen, wenn man zwei, drei Tage lang solchem Sporte obliegt? Wird damit dem Staate, dem öffentlichen Wohle, den Teilnehmern selbst auch nur das geringste genützt? Mit nichten! Selbst der jetzt mehr und mehr überhand nehmenden Sitte der Feste in Wohlthätigkeitsvereinen reden wir nicht das Wort. Mögen dabei immerhin glänzende Einnahmen erzielt werden — der letzte Grund: man tanzt und freut sich für die Armen! steht doch in zu grellem Widerspruche zu jenem Worte der heiligen Schrift: „Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden!“

Nirgends ein Segen bei all diesen Festen, wohl aber viele üble Folgen, und wir halten dafür, daß es an der Zeit ist, mit schärfstem Nachdrucke auf diese öffentlich hinzuweisen. Hier hat in hunderten von Fällen der Anfang von Verarmung seinen Grund. Man findet immer mehr Gefallen an solcher Zerstreuung; die Lust zur Arbeit nimmt ab; schließlich ist man auf der schiefen Bahn so weit hinabgeglitten, daß man sich nicht mehr zu halten vermag, und wie viele, die dann entweder der Umsturzpartei in die Hände fallen oder gar den Folgen ihrer Thorheit durch einen Strick, durch einen Sprung ins

Wasser sich entziehn. Von hierher stammt in hundert andern Fällen die Zerrüttung von Familie und Ehe. Das Weib will in besserer Erkenntnis dem Manne seine „Passion“ wehren; der Mann eifert dagegen; so entstehen Zank und Streit, und es ist eine genugsam bekannte Thatsache, daß Sühnetermine nach solcherlei Festen immer am häufigsten beantragt werden. Ach, wer die stillen Thränen nur einmal zählen könnte, welche nicht selten von darbenden Frauen und Kindern daheim geweint werden mögen, während der Mann stolz im Festzuge einhermarschirt oder seine Kunst in dem einen oder andern, wenn an sich vielleicht auch unschuldigen Sporte zu zeigen sucht. Man redet, man schreit über soziale Not. Wollte man nur das Geld, was auf den genannten Festen oft geradezu sinnlos verschleudert wird, für sich und die Seinen vernünftig anlegen, man würde damit manch schlimmer Stunde begegnen und außerdem sich viel herzlicher freuen und erquicken können, als wenn man seinen Körper zerrüttet und sich den Boden unter den Füßen wegzieht. Drängen sich doch gerade auch aus den ärmeren Kreisen viele zu diesen Lustbarkeiten; ja, häufig hungert man lieber, nur um mitthun zu können oder ein möglichst auffälliges Kleid sich zu verschaffen. Wenn von der großen Masse der Unterschied zwischen Reich und Arm jetzt geradezu als schreiend bezeichnet wird — hier ist er jedenfalls nicht zu erkennen.

Und wie kommt die Kirche dabei weg? Selbstverständlich bleibt sie für die Festteilnehmer, die „heute“ von „bessern Dingen“ beseelt sind, einfach vergessen. Beginnt doch auch die Freude oft schon in den allerfrühesten Morgenstunden. Um sechs Uhr Reveille oder Morgen-Spaziergang „mit Musik und Damen“ ist nichts seltenes: und wenn ein Festzug geplant ist, so wartet man, ehe sich derselbe in Bewegung setzt, notgedrungen bis zum Ende des Gottesdienstes, nimmt aber wohl schon eine halbe oder ganze Stunde vorher Aufstellung, damit, wenn endlich die Kirche aus ist, ja keine Minute verloren gehe. Dann ist nahezu die ganze Stadt auf den Beinen. Auf der Festwiese wird wacker gezecht. Grüne, halbwüchsige Burschen genießen in ihrer Weise die goldne Freiheit, und mit der Fackel des sechsten Gebotes in den Abend geleuchtet, wandeln sich unsre Worte lieber zum Schweigen.

Das mag manchem vielleicht zu schwarz gemalt scheinen! Es scheint nur so! Die Wirklichkeit in ihrem ganzen Umfange trifft es sogar noch nicht! Möchte hier doch bald und energisch Abhilfe geschafft werden. Freilich, so lange immer noch nicht nur in den Tagesblättern, sondern auch durch Plakate an den Straßenecken für die einzelnen Sonntage so und so viele Extrazüge angekündet werden; so lange noch die öffentlichen Vertreter von Dorf- und Stadtgemeinden sich herbeilassen, schwungvolle Begrüßungsreden zu halten und so die Sache gleichsam zu sanktioniren; so lange vor allem noch die Presse spaltenlange Artikel als Lockspeise schon vor dem Feste, und nicht weniger umfangreiche zur Schilderung, wie herrlich das alles war, nach demselben in die Welt sendet, wird dies wohl nicht mehr als nur ein frommer Wunsch bleiben. Unter all den brennenden Fragen unsrer Zeit ist die Sonntagsfrage eine der brennendsten. Es wird viel um sie verhandelt, und daß auch die Arbeiter den Tag des Herrn wieder fordern, ist ein erfreuliches Zeichen. Nur daß es nicht geschehe, um etwa bloß frei zu werden und jenen Kultus noch mehr zu pflegen — dann bliebe es besser beim Alten; denn jedenfalls ist unter der Arbeit der innere Mensch noch mehr bewahrt als im Taumel solcher Feste. Aber man verstehe uns auch nicht falsch. Auch nicht einen toten amerikanischen oder englischen Sonntag mit seinen Sünden hinter verschlossenen Thüren sehnen wir herbei. Das wehrt schon Luther, der in seinem großen Katechismus gelegentlich der Auslegung des dritten Gebotes schreibt: „Wie gehet nun solches Heiligen zu? Nicht also, daß man hinter dem Ofen sitze und keine grobe Arbeit thue, oder einen Kranz aufsetze und seine besten Kleider anziehe, sondern daß man Gottes Wort handle und sich darin übe.“ Wir wollen, daß der Sonntag dem Menschen ein Tag der Erholung, der Erquickung, der Freude sei, nur aber, daß der Mensch an ihm nicht aufgehe in einer Lust, die sündlich ist, und nicht vergesse, daß man auch aus dem Lachen in ein ewiges Weinen gehen kann! Wir wollen, daß man den Sonntag nicht loslöst von Kirche, Gottes Wort und Gebet, sondern ihn dem vorerst giebt, dem er gehört: seinem Gotte! Wir wollen, daß man ihn im Gedanken seiner eignen höhern Bestimmung und im Blicke auf die Sabbath-Ruhe der Ewigkeit, die dem Leide dieser Zeit einmal folgen wird, zu dem mache, was er sein soll — zu einem Sonnentage!

F

Aus den russischen Ostseeprovinzen

(Kirchenkollekte in Riga) Mit Freuden konnten wir in Nr. 15 d. Bl. von dem großartigen Erfolge jener im Februar d. J. in Riga veranstalteten Kollekte zur Erbauung einer evangelisch-lutherischen Kirche in der Vorstadt Thorensberg berichten; über 40000 Rubel war der Ertrag. Bei dem Einsammeln aber wurden zum Teil so rührende und erhebende Erfahrungen gemacht, daß die evangelisch-lutherische Kirche darin einen tröstlichen Beweis dafür erblicken kann, welch einen Schatz von opferfreudiger, inniger Frömmigkeit sie an ihren baltischen Gliedern besitzt. In der Rigaischen Zeitung erzählt einer der tausend freiwilligen Sammler, daß er in ein kleines, sehr ärmlich aussehendes Zimmer getreten sei und sich betroffen habe zurückziehen wollen; doch baten die alten Eheleute ihn, einzutreten; ängstlich sucht die Frau nach ihren Schlüsseln; da sagt der Alte: „Suche nicht, ich trage bereits seit drei Tagen das Geld bei mir“ und überreicht dem Sammler drei Rubel. Auf den schüchternen Ausruf der Frau: „Aber Mannchen! was bleibt uns denn dann noch?“ antwortet er: „Beruhige dich, für unsre Kirche muß man geben.“ Eine arme Dienstmagd bringt zwei Rubel, der Sammler, mit ihren Verhältnissen bekannt, spricht: „Das möchte doch für Sie zu viel sein!“ — sie aber entgegnet mit Wärme: „Ach mit so großer Freude gebe ich das; ich habe in Thorensberg gedient und da oft gehört, wie die Leute traurig sagten: »Wir haben den weiten Weg zur nächsten Kirche zurückgelegt, haben aber auch nicht ein Gotteswort gehört, auch nicht eines; die Kirche war so voll, daß wir nicht hineinkonnten«; also in Thorensberg muß eine Kirche sein; ach, so freudig gebe ich.“

N-t

(Haltung der lutherischen Pastoren) Was die lutherischen Geistlichen zu thun haben, um trotz aller Wirrnisse mit den Nationalen in dem rechten Verhältnis zu bleiben, das hat auf der livländischen Jubelsynode, deren Protokolle kürzlich erschienen sind, Pastor Bielenstein auf einen klassischen Ausdruck gebracht. Er sagt:

Bei einem Blick in die Zukunft läßt sich die Aufgabe der Pastoren in folgende Thesen fassen: 1. Wir müssen charaktervolle Männer sein und werden durch Selbstzucht, in Gewissenhaftigkeit, in fleißiger Arbeit, in Ehrenhaftigkeit vor Gott und Menschen. Vor den Augen des Volkes schafft unsre Person dem Amt und dem Reiche Gottes Achtung und Anerkennung. — 2. Unser Ziel muß sein der Bau des Reiches Gottes bei Letten und Deutschen, unbeirrt durch den Hader oder politisches Parteigetriebe. Hier gilt es für uns Neutralität, so viel es irgend möglich ist, und ein Stehen über den Parteien. Das Christentum bietet nicht eine Formel zur Heilung aller sozialen Schäden, aber giebt den Geist, daß die irdischen Kämpfe in rechter Weise und zur Erreichung rechten Friedens ausgefochten werden. — 3. Bei den sozialen Differenzen müssen wir mild gegen die Personen, streng nur gegen das Unrecht, als solches, sein. Die Urteilslosigkeit und Begriffsverwirrung ist im Volke gewaltig groß, größer als die Böswilligkeit und Feindseligkeit. — 4. Die lettische Sprache sollen wir Pastoren uns möglichst genau aneignen und mustergiltig brauchen, das sind wir unsern Gemeinden und dem Worte Gottes schuldig. — 5. Den Verdächtigungen unsrer Loyalität gegenüber sollen wir auch den entferntesten Schein von Illoyalität meiden. Dem Kaiser ist zu geben, was des Kaisers ist, bis zu der äußersten Grenze hin, wo es heißt: Gebet Gott, was Gottes ist. — 6. Wir dürfen die Hand nicht abziehen von der Volksschriftstellerei; wir sind dazu mitberufen, auch auf diesem Wege für alles, was heilig und heilsam ist, zu wirken. — 7. Nach dem Grundsatz: Homo sum, humani nil a me alienum puto, und nach dem paulinischen Wort: Alles ist euer, müssen mir teilnehmen an allen Freuden und Leiden des Volkes. Das wird uns bewahren vor einem falschen, geistlichen Wesen, das den Boden unter den Füßen in der Welt verliert, und wird uns die Herzen des Volkes nicht fremd werden lassen. — 8. Wir dürfen uns bei unsrer Berufsarbeit in heutiger ernster Zeit dem mutlosen, unchristlichen Pessimismus nicht hingeben. Damit würden wir vor dem Kampfe gegen die bösen Weltmächte den Sieg aus den Händen geben. Der Glaube aber ist der Sieg, der die Welt überwindet.

N-t

(Russische Gewaltthaten) Damit ja die Lutheraner auch in Augenblicken tiefsten Schmerzes sich dessen bewußt bleiben, daß ihre Kirche im „heiligen Rußland“ kaum noch eine geduldete ist, wurde am 5. März 1886 ein Rundschreiben des Ministers des Innern veröffentlicht, durch welches „die Polizeibehörden ergebenst ersucht werden, unablässig darauf zu achten, daß bei den Leichenbegängnissen andersgläubiger, d. h. nichtgriechischer Konfessionen das Tragen von Kränzen streng verboten sei, weil es den religiösen Gefühlen der orthodoxen Bevölkerung nicht entspricht.“ Infolge dessen wurde im Juni 1886 die Bestattung eines lutherischen Letten, eines Bauern in der Nähe von Bauske in Kurland, durch das Einschreiten der Polizei gestört und der bereits halbversenkte Sarg wieder aus der Gruft gerissen, weil einige Kränze auf ihm lagen. Desgleichen schritt vor einigen Monaten der Libausche Polizeimeister bei dem Begräbnis des dortigen lutherischen Organisten, eines allgemein verehrten Musikers, störend ein, indem er den Sarg

desselben unbarmherzig des Blumen- und Kränzeschmucks zu berauben befahl. N-t

(Russische List) Im Wesenbergschen Kreise Esthlands, innerhalb des Kirchspiels Isaak, Gemeinde Illuk, erhebt sich, weit ins Land hinaus sichtbar, ein Hügel, Kurresaar genannt. Auf demselben hat vor einigen Jahren ein Gutsbesitzer in Gemeinschaft mit seiner evangelisch-lutherischen Esthen-Gemeinde ein Bethaus zu erbauen begonnen. Da kommt erst vom griechischen Bischof Donat in Riga und dann am 7. Dezember 1885 aus dem Ministerium des Innern in St. Petersburg der Befehl, den Weiterbau zu unterlassen; dagegen im Budget für die griechisch-orthodoxe Kirche in den baltischen Provinzen für 1886 erscheint fast gleichzeitig ein Posten zum Unterhalt einer griechischen Pfarrgeistlichkeit und zur Erbauung einer griechischen Pfarrkirche auf dem Hügel Kurresaar, obgleich in der Illukschen Gemeinde Anfang 1886 nur sieben Personen griechisch-katholischen Glaubens lebten und sich in der Nähe, im Orte Bogoródiza, schon eine russische Kirche befindet. Es scheint, als ob die russische Geistlichkeit hierbei auf das bis zum halben Dach fertig gestellte protestantische Bethaus spekulire und ihr Expropriationsrecht (vergl. Nr. 4 d. Bl., Seite 38) auf dasselbe in Anwendung bringen wolle. Einen Rechtsvorwand sieht die griechisch-katholische Behörde vielleicht in dem Umstande, daß am Fuße des Hügels Kurresaar eine Quelle entspringt, welche von griechischen Katholiken als eine „heilige" angesehen wird, zu welcher seit längerer Zeit aus den angrenzenden russischen Gouvernements im August zahlreiche Wallfahrten stattfinden. Zum Ueberfluß haben aber russische Zeitungen die freche Lüge verbreitet, die protestantische Bevölkerung am Kurresaar wünsche selbst die Umwandlung jenes lutherischen Bethauses in eine griechische Pfarrkirche. Ein entschiedner in Petersburg gegen diese Lüge eingelegter Protest hat, wie wir hören, dem ersten Unterzeichner desselben, einem esthnischen Landmann, auf einige Zeit Kerkerhaft in den Kasematten der Kaiserresidenz eingetragen. Freilich ist auch im vorliegenden Falle wieder einmal die bedauerliche Thatsache zu Tage getreten, daß die lutherischen Gemeinden in den baltischen Ländern oft zu groß sind und bei einer Anzahl von zuweilen acht- bis zehntausend Gliedern nicht genügend geistlich versorgt werden können (vergl. Nr. 3, Seite 31). Dies aber ist der listigen russischen Propaganda eben recht, und es spricht deren Organ, der Rigaer Westnik, unverhohlne Freude darüber aus, indem es den Rat giebt, die Teilung und Bildung neuer lutherischer Gemeinden zu verhindern und dagegen die griechischen Kirchspiele im Lande möglichst zu vermehren. N-t

(„Russisch-baltische Blätter") Unter diesem Titel erschienen bisher drei Hefte „Beiträge zur Kenntnis Rußlands und seiner Grenzmarken," in Leipzig, bei Duncker & Humblot (Preis 2,80 M.). Allen denjenigen, welche für das Loos unsrer baltischen Brüder Teilnahme hegen und genauen Einblick in den fast tragisch zu nennenden Kampf thun wollen, welcher dort zwischen zwei grundverschiednen Kulturwelten, der germanisch-protestantischen und der slawisch-orthodoxen, gegenwärtig gekämpft wird, können wir die „Russisch-baltischen Blätter", die in zwanglosen Heften erscheinen, auf das Wärmste empfehlen; eine Fülle von Geist und Kenntnissen auf historischem, politischem und statistischem Gebiet, wie eine begeisterte Anhänglichkeit an die Heiligtümer der evangelisch-lutherischen Kirche machen diese Aufsätze höchst wertvoll. Wir haben die beiden vorhergehenden Erzählungen dem dritten Hefte der „Russisch-baltischen Blätter" entnommen. N-t

(Neueste Nachrichten) Eben vor Schluß des Blattes erhalten wir noch die freudige Mitteilung, daß der Großfürst Wladimir, welcher im Sommer 1886 die baltischen Länder bereiste, es gewagt hat, für die Universität Dorpat, als die einzige russische Hochschule, die nicht vom Nihilismus befleckt ist, ein gewichtiges Wort bei seinem Bruder, dem Zar Alexander III., einzulegen. Infolgedessen soll der fanatische Oberprokureur des heiligen Synod, Pobedonoszew, einen mehrmonatlichen Urlaub als Vorboten seiner Entlassung erhalten haben! — Ferner wird uns die bemerkenswerte Aeußerung eines russischen Professors in L. (Kurland) berichtet, daß „er und alle gebildeten Russen mit Widerwillen es ansehen, wie die griechisch-katholische Geistlichkeit in den baltischen Provinzen vorgeht, und daß niemand glaube, dies könne von Dauer sein." Aehnlich sprach sich im vorigen Jahre ein angesehener russischer Kaufmann in Riga aus, als er aufgefordert wurde, für den der griechisch-katholischen Propaganda dienenden Verein Bradstwo einen Geldbeitrag zu zahlen; er sagte: „Nicht einen Kopeken bekommt ihr von mir für euer Werk, das doch nur Unfrieden ins Land bringt." — Noch mehr! Erfreulicherweise ist Pastor Krause in Dondangen (s. Nr. 22, S. 210) nach langer Untersuchung freigesprochen worden, und für den Seebadeort Dubbeln bei Riga hat die Krone einen Bauplatz zur Erbauung eines evangelisch-lutherischen Bethauses geschenkt! Lauter kleine günstige Vorzeichen einer doch vielleicht eintretenden Wendung zum Besseren. N-t

Von der Heidenmission

(Indische Missionsveteranen) In einer wissenschaftlichen geographischen Zeitschrift wurde kürzlich die Frage behandelt, ob Europäer in Ostindien leben, beziehentlich sich akklimatisiren könnten, und zwar wurde dieselbe mehr verneint als bejaht. Die Leipziger Mission bietet einen interessanten Beitrag zu dieser Frage, wodurch gerade entschieden bewiesen wird, daß es einem Europäer sehr wohl möglich ist, bei vorsichtiger Lebensweise auch in ernster Arbeit Jahrzehnte hindurch in diesem Teile der Tropen auszuhalten. In der Lößnitz bei Dresden lebt zur Zeit der ehemalige Leipziger Missionar Cordes, welcher dreißig Jahre auf indischem Boden, im Tamulenlande, als Neubegründer der lutherischen Mission thätig gewesen ist. Nachdem er sodann noch fünfzehn Jahre der Missionsgesellschaft in der Heimat gedient hat, ist er erst jetzt, in seinem 74. Lebensjahre, gezwungen gewesen, in den Ruhestand zu treten. Neben ihm aber waren bis vor kurzem noch zwei andre indische Veteranen in derselben Mission thätig. Am 21. Juni dieses Jahres starb in Trankebar der emeritirte Senior der lutherischen Mission, J. M. N. Schwarz, welcher über vierzig Jahre in der indischen Arbeit gestanden hat. Soeben aber hat dieselbe Missionsgesellschaft aus Ostindien eine neue Todesnachricht empfangen, welche meldet, daß der gegenwärtige Senior in Trankebar, C. F. Kremmer, plötzlich gestorben ist, welchem gerade vierzig Jahre in der indischen Mission zu arbeiten vergönnt war. P

(Besuch eines indischen Fürsten in einem Londoner Missionshause) Vornehme Gäste empfing die englische Kirchliche Missionsgesellschaft am 11. Juli d. J. in ihrem Missionshause zu London. Unter den indischen Fürsten nämlich, welche zur Jubiläumsfeier der Königin nach England gekommen waren, befand sich auch ein christlicher. Es war der Kanwar Harnám Singh von Kapurthála, einem noch halb unabhängigen Reiche in Nordindien. Derselbe wurde 1873 von einem Missionar der genannten Gesellschaft getauft und kam nun mit seiner ebenfalls christlichen Gemahlin, um sich der Missionsgesellschaft dankbar zu beweisen. Bei dem feierlichen Empfange, welcher ihm im Missionshause bereitet wurde, sprach Harnám Singh in einer längeren Ansprache mit außerordentlicher Anerkennung von der Wirksamkeit der christlichen Mission in Indien und stellte den Sieg des Evangeliums über das Heidentum als unzweifelhaft hin, wenn auch noch in ziemlich weiter Ferne. P

(Aus Neuguinea) Die ersten Nachrichten, welche der bairische Missionar Flierl aus Neuguinea zu uns gelangen ließ, sprachen sich nicht ungünstig über die Bevölkerung der Insel aus; jedenfalls mußte man darnach annehmen, daß die Papuas daselbst besser wären als ihr Ruf. Die neuesten Nachrichten aber, welche wir von andrer Seite empfangen, klingen leider wieder ganz in dem alten Tone. Die Sendboten der Rheinischen Missionsgesellschaft, welche sich ebenfalls im deutschen Schutzgebiete niedergelassen haben, klagten schon über das wilde, unbändige Wesen der ihnen benachbarten Bevölkerung; eine weit schlimmere Kunde aber kommt soeben aus dem südlichen, englischen Teile der Insel. Dort herrschen seit längerer Zeit unruhige Zustände, welche endlich zu einem blutigen Ausbruch führten: die Eingebornen von Motu Motu haben den Missionslehrer und fünf eingeborne Christen ermordet. Von Port Moresby, dem Mittelpunkte der englischen Kolonie, sowie der südlichen Neuguinea-Mission ist ein Beamter nach Motu Motu abgegangen, um den Fall zu untersuchen und unter Umständen energische Maßregeln zu ergreifen. P

(Todesfälle am Kongo) Der Aufenthalt am Kongo scheint doch nicht so ungefährlich zu sein, wie die rosigen Berichte Stanleys anfangs vermuten ließen. Nicht bloß die Angestellten des Kongostaates werden durch das Fieber stark dezimirt, auch die Reihen der baptistischen Missionare sind neuerdings sehr gelichtet worden. So starben am 19. März d. J. auf der Station Underhill die beiden Missionare Darling und Schindler innerhalb fünf Minuten, und nach elf Tagen folgte ihnen die Missionarsfrau Miß Spearing am Stanley Pool — ein schwerer Schlag für die englische Baptisten-Missionsgesellschaft. P

(Aus Palästina) Ein empfindlicher Schlag hat die Missionsschulen im heiligen Lande getroffen. Wegen der Unzugänglichkeit des Islam gegen die gewöhnliche Form der christlichen Mission hat man den Muhammedanern besonders auf dem Wege der Krankenpflege und der Kindererziehung nahe zu kommen gesucht. Jetzt macht sich eine Reaktion gegen die letztere geltend. Mohammed Raouf, der türkische Gouverneur von Jerusalem, hat vor kurzem einen Erlaß des Sultans bekannt gegeben, welcher den Kindern der Muhammedaner im Bereich des Ottomanischen Reiches den Besuch einer fremden (d. h. christlichen) Schule verbietet. Den Vätern oder Erziehern, welche nicht nach diesem Verbote handeln, sowie den Beamten, welche Zuwiderhandlungen nicht streng verfolgen, werden strenge Strafen angekündigt. Daß hiermit Ernst gemacht wird, hat ein muhammedanischer Vater bereits erfahren, indem er ins Gefängnis gesetzt wurde, weil er sein Kind in eine Schule der englischen Church Mission Society schickte. Vermutlich werden bald ähnliche Klagen von den christlichen Missionen aus allen Teilen des türkischen Reiches einlaufen. P

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Wir bitten zum Quartalwechsel um freundliche Erneuerung des Abonnements. Probenummern stehen in beliebiger Anzahl jederzeit zu Diensten.

Die Verlagshandlung — Der Herausgeber

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig